

Prof. Dr. Alfred Toth

Linguistische Rekonstruktion und die Zeichennatur der Sprache

1. Seit Saussure (1916) und Bühler (1934/82, S. 33 ff.) herrscht innerhalb der Linguistik kein Zweifel mehr daran, dass den sprachlichen Zeichen allgemeinere abstrakte Zeichen zugrunde liegen. Ein triviales Beispiel ist die Feststellung, dass jedes Wort aus Form, Inhalt und deren Zuordnung besteht. Nur mittels der Erkenntnis der semiotischen Natur von Sprache kann man etwa Homonymien und Synonymien erklären. Im ersten Fall werden einem Inhalt zwei Formen, im zweiten Fall wird zwei Inhalten eine Form zugeordnet.

2. Von besonderem Interesse war die Semiotik für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, denn vor der Einführung des abstrakten Zeichenbegriffs in die Linguistik waren der spekulativen Rekonstruktion Türen und Tore geöffnet. Deshalb könnte man vielleicht sogar behaupten, dass die rigorosen Lautgesetze der Junggrammatiker die Entdeckung der Zeichennatur der Sprache beförderten, denn deren Mechanismen benötigten eine Fundierung, die abstrakter ist als die Linguistik. Saussures Kapitel "Linguistique diachronique" ist denn auch rund ein Drittel umfangreicher als das Kapitel "Linguistique synchronique", und Karl Bühler spricht im Zusammenhang mit den von ihm referierten Resultaten der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft ausdrücklich von der Notwendigkeit einer "Tieferlegung der Fundamente" (1982, S. 20).

3. Seit Saussure wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Zuordnung von Form und Inhalt als den zwei Komponenten des dyadischen Zeichenmodells als arbiträr angesehen. Es besteht keine Notwendigkeit, dass das Signifikat "Baum" durch den Signifikanten /baum/ bezeichnet wird. Nach Ausweis anderer Sprachen kann er auch durch /arbor/, /tree/, /planta/, /fa/, etc. bezeichnet werden. Dieses Arbitraritätsgesetz wird nun von der vergleichenden Sprachwissenschaft als Basisaxiom für Rekonstruktion genommen. Es wird argumentiert, dass zwei oder mehr beliebige Sprachen, die gleiche Wörter, d.h. Zeichen mit entweder gleicher Form und/oder gleichem Inhalt aufweisen, miteinander genetisch verwandt sein können, weil sich hier die Konvention ohne Motivation durch das Zeichen selbst zur Wahl des gleichen Zeichens entschieden hat. Es ist allerdings unklar, wie viele gleiche Zeichen zwei oder mehr Sprachen aufweisen müssen. Ferner ist vor allem unklar, was "gleich" hier

bedeutet. So sind nach Ausweis der Indogermanistik griech. *deíknymi* “zeigen” und dt. “zeigen” miteinander verwandt, obwohl sie nur den Stammdiphthong der Form sowie den Inhalt miteinander gemein haben. Dagegen sind nach Ausweis der Finno-Ugristik ung. *ház* “Haus” und dt. “Haus” nicht miteinander verwandt, obwohl sie in ihren Formen “ähnlich” und in ihrem Inhalt identisch sind. Andererseits werden griech. *gynē*, böot. *banā*, Toch. B *ána*, Slaw. *žena*, Engl. *queen*, Schwed. *kona* “Frau” mit gleichem Inhalt, aber trotz der grossen Variation der Initialkonsonanten als verwandt angesehen. Es stellt sich daher die Frage, warum z.B. dt. *Kanne*, *Wanne*, franz. *bagn-ole*, die ja alle etwas Gefässartiges bezeichnen und sich lautlich “ähnlich” sind, nicht miteinander verwandt sind. Vor allem werden von den indogermanistischen oder auf ihnen basierenden Schulen “long-range comparisons”, d.h. Verwandtschaften von Wörtern in geographisch entlegenen Sprachen gerne geläugnet, vgl. z.B. sumer. *kili* “Gesamtheit”, schweizerdt. *Chile* “Kirche, Gemeinde”, hebr. *k-h-l* “Gemeinde”. Dass schweizerdt. *Chile* aus dt. *Kirche* und dieses aus lat. *ecclesia* stammt, liegt wegen der geringeren formalen Übereinstimmung des schweizerdt. mit griech. statt dem sumer. Wort keineswegs auf der Hand.

4. Bei der Feststellung, dass das semiotische Arbitraritätsprinzip gerade die linguistische Konvention erfordere und die bloss zufällige Ähnlichkeit von Sprachen, die gleiche oder ähnliche Wörter enthalten, zugunsten einer genetischen Sprachverwandtschaft falle, lassen es historischen Sprachwissenschaftler auch bewenden. Mehr scheinen sie von der “Zeichennatur” der Sprache nicht zu brauchen. Wirklich nicht?

4.1. Zunächst stellt sich die Frage, wann zwei Zeichen einander gleich sind. Für die Sprachwissenschaftler überraschenderweise lässt sich diese Frage präzise beantworten: Zwei Zeichen sind genau dann gleich, wenn sie die gleiche Form und den gleichen Inhalt aufweisen. In diesem Fall wären zwei Sprachen also nur dann miteinander verwandt, wenn sie Paare von Wörtern mit identischer Form und identischem Inhalt enthalten, die nicht entlehnt sind. Meines Wissens gibt es keine solchen Sprachen.

4.2. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wann zwei Zeichen einander ähnlich sind. Eine minimale Definition könnte lauten: Wenn sie entweder in ihrer Form oder in ihrem Inhalt gemeinsame Merkmale aufweisen. Wie wir aber sehen, reicht nicht einmal diese minimale Definition aus, um irgend etwas aus der Ähnlichkeit zweier Zeichen auf deren Verwandtschaft zu schliessen: “Balz” und “Salz” sind lautlich ähnlich, “frei” und “ungebunden” sind inhaltlich ähnlich, doch würde niemand auf die Idee kommen diese Wörter als verwandt zu behaupten.

Die Folgerung ist also: Weil es keine zwei Sprachen mit identischen Wörtern gibt, fällt das Kriterium gleicher Zeichen als Erkennungsstrategie für Sprachverwandtschaft weg. Weil ferner der Ähnlichkeitsbegriff zweier Zeichen in jedem Fall zu eng oder zu weit ist, fällt auch er als Erkennungsstrategie für Sprachverwandtschaft weg.

4.3. Diese Folgerungen decken sich mit den zwei Grundprinzipien der allgemeinen Semiotik: dem Invarianzprinzip und dem Prinzip der Zeichenkonstanz.

4.3.1 Das **Invarianzprinzip** besagt, “dass ein Objekt, das in eine Semiose eingeführt und bezeichnet oder bedeutet wird, durch einen solchen präsentierenden, repräsentierenden und interpretierenden Prozess nicht verändert wird” (Bense 1975, S. 40). Wie aber verhält es sich bei den sprachlichen Zeichen im Bedeutungswandel? Griech. *gynē* bedeutet “Frau”, engl. *queen* bedeutet “Königin”. Wie man sieht, gibt es z.B. im Deutschen hierfür zwei Wörter, d.h. Zeichen. Offenbar hat sich hier im Laufe der Jahrhunderte zwar nicht das Objekt “Frau”, das mittels des griech. Wortes *gynē* bezeichnet wurde, wohl aber der Objektbezug, d.h. die Relation des Signifikats zum Signifikaten, also das Saussuresche “Band” geändert. Das Wortpaar [*gynē*, *queen*] verstösst also gegen das semiotische Invarianzprinzip. (Man erinnere sich, dass zwei Zeichen einander nur dann gleich sind, wenn sie sowohl formal als auch inhaltlich gleich sind.) Mit anderen Worten: Vom semiotischen Standpunkt handelt es sich hier um zwei (verschiedene) Zeichen, woraus natürlich folgt, dass *gynē* und *queen* nicht verwandt sein können.

4.3.2. Das **Prinzip der Zeichenkonstanz** lautet: “Zeichen/Bezeichnetes gehören genazuso wie Urbild/Abbild, Traum/Wachen verschiedenen Kontexturen an. Deshalb ist zum Erkennen ihrer Bedeutung unbedingt Zeichenkonstanz erforderlich” (Kronthaler 1992, S. 291 f.). Ein Zeichen, das ein Objekt bezeichnet, erreicht ja dieses Objekt selber nie, sonst würden Zeichen und Objekt zusammenfallen. Um also den Unterschied von Zeichen und Objekt zu garantieren, muss nicht nur das Objekt, sondern auch das Zeichen als Mittel, d.h. als Signifikant invariant sein. Dem verstösst jedoch gerade der Lautwandel von Sprachzeichen, der ja eine historische Rekonstruktion erst nötig macht. Gäbe es keinen Lautwandel, wäre historische Rekonstruktion ja unnötig. Wenn wir uns nun die Reihe *gynē*, *banā*, *śana*, *žena*, *queen*, *kona* “Frau” ansehen, folgt, dass es sich hiernum sechs (verschiedene) Zeichen handelt.

Fazit: Die beiden grundlegendsten Invarianzprinzipien der Semiotik, die Invarianz des Signifikanten und die Invarianz des Signifikats, schliessen sowohl

Bedeutungs- wie Lautwandel von Zeichen aus und verhindern darum eine linguistische Rekonstruktion a priori.

Daraus wiederum folgt, dass es mittels der Semiotik nicht nur unmöglich ist, ein tiefer gelegtes Fundament für die historische Sprachvergleichung zu liefern, sondern dass die Semiotik eine solche geradezu zum vornherein ausschliesst.

5. Sind wir damit am Ende? Mit der klassischen Semiotik ja, und diese ist ja die einzige, welche die Sprachwissenschaftler, wenn überhaupt kennen. Trotzdem gibt es eine Lösung. Bisher haben wir unter Rekonstruktion die abstrakte Rückbildung von “Urformen”, also von Formen, die zwei oder mehr lebendigen Wörtern gemeinsam sind, verstanden. So rekonstruierte man etwa aus dt. “zeigen”, griech. *deíknymi* und weiteren Wörtern ein indogerm. “Urwort” mit den Wurzeln *deik’-, *dik’-:

Indogermanisch: Wz. *deik’-, *dik’-

Hethitisch: *tekuššai*- “zeigen”

Altindisch: *diśáti* “zeigt, weist”

Altgriechisch: *δείκνυμι* “zeigen”

Lateinisch: *dīcere* “sagen”

dicare “verkünden, weihen”

Altirisch: *dodecha* “er sage”

Gotisch: *ga-teihan* “anzeigen, verkündigen”

Althochdeutsch: *zīhan* “zeihen, anschuldigen”

zeigōn “zeigen”

Nun ist es zwar so, dass die gestirnten Wurzeln erschlossen, d.h. hypothetisch sind, aber die nicht-gestirnten Wörter sind es nicht, d.h. sie sind bezeugt, und sie sind im selben Masse bezeugt, wie die “Urwörter” von franz. *roi* und *loi*, nämlich lat. *rex* (*regem*) und *lex* (*legem*) bezeugt sind. Und genauso wie es möglich ist, den Übergang von *regem/legem* > *rei/*lei > *roi/loi* zu bestimmen mit einer Regel: Betontes \bar{E} > *ei > wa in offener Silbe, so kann man die Übergänge zwischen den obigen heth., altind., altgriech., etc. Wörtern durch Regeln bestimmen. Stellt sich nun heraus, dass lat. lautlich ähnliche Wörter, d.h. Wörter mit betontem \bar{E} oder \bar{I} in offener Silbe, im Franz. durch lautlich ähnliche Wörter, d.h. durch tonigen Stammdiphthong [wá] repräsentiert sind, haben wir ein Lautgesetz vor uns. Mit dem modernen Reflex und dem Lautgesetz aber können wir nicht nur, sondern dürfen wir “Urwörter” rekonstruieren, weil Regel mathematisch gesehen eine Abbildung ist. Streng genommen rechtfertigen Regeln aber Rekonstruktionen nur dort, wo die

Wörter der Ursprachen bekannt sind, wie etwa im Lateinischen im Verhältnis zu den romanischen Sprachen. Würde man nämlich als Experiment das “Lateinische” einzig aus den romanischen Sprachen rekonstruieren, man würde nicht das Latein erhalten, das wir aus der überlieferten Literatur kennen. Somit könnte man etwas überspitzt sagen: Regeln zur Rekonstruktion von “Urwörtern” sind nur dort gesichert, wo die “Urwörter” bekannt sind, d.h. dort, wo die Regeln nichts nützen. Dennoch ist es ein Unterschied, ob aus bekannten Wörtern lebender Sprachen direkt “Urwörter” rekonstruiert und dann Regeln abgeleitet werden oder ob Wörter lebender Sprachen mit mutmasslich verwandten Wörtern bezeugte toter Sprachen verglichen und ihre lautlichen und inhaltlichen Veränderungen mittels Transformationsregeln festgehalten werden. Obwohl nämlich im zweiten Fall die Rekonstruktion von Regeln nicht viel nützt (da die “Urwörter” ja nicht mehr rekonstruiert werden müssen), liegt im ersten Fall ein Zirkelschluss vor: Man rekonstruiert “Urwörter”, um aus ihrem Vergleich mit den modernen Reflexen die Regeln abzuleiten, aber andererseits bräuchte man die Regeln, um die “Urwörter” zu rekonstruieren.

6. Wie steht es aber bei dieser methodisch “erlaubten” Form sprachlicher Rekonstruktion und den immer noch verletzten zwei semiotischen Invarianzprinzipien aus? Die Zeit ist kein Bestandteil der Definition eines Zeichens; dieses wird von Peirce schlicht als triadische Relation

$$Z = (M, O, I)$$

und nicht als

$$Z^* = (M, O, I, t)$$

bestimmt. Was wir aber zur Rekonstruktion sprachlicher Zeichen brauchen, und was das weitere Bestehen der Invarianzprinzipien für jedes t_0 garantiert, ist ein durch einen Zeitparameter **kontextuiertes Zeichen**, d.h. ein Zeichen, das als Funktion von der Zeit **polykontextural** ist (vgl. Günther 1967). Ein solches Zeichen kann idealerweise in vier Kontexturen als “Minimalbedingungen” für ein Ich-Subjekt, ein Du-Subjekt, ein Wir-Subjekt und ein Objekt liegen, vgl. Kaehr (2008). Wir können also schreiben

$$Z^* = (M, O, I, t) \rightarrow (M_{i,j,k}, O_{l,m,n}, I_{o,p,q}) \text{ mit } i, \dots, q \in \{\emptyset, 1, 2, 4\}$$

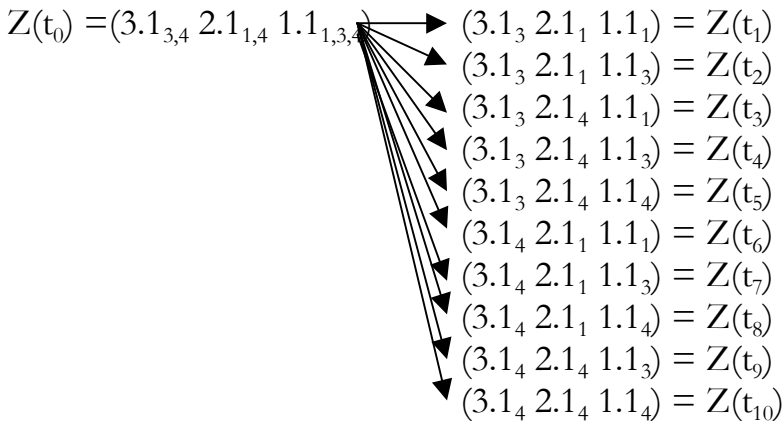
Für $K = 4$ erhalten wir folgende kontextuierte Matrix

$$\left(\begin{array}{ccc} 1.1_{1,3,4} & 1.2_{1,4} & 1.3_{3,4} \\ 2.1_{1,4} & 2.2_{1,2,4} & 2.3_{2,4} \\ 3.1_{3,4} & 3.2_{2,4} & 3.3_{2,3,4} \end{array} \right)$$

und folgende kontextuierten 10 Peirceschen Zeichenklassen:

1. $(3.1_{3,4} \ 2.1_{1,4} \ 1.1_{1,3,4})$
2. $(3.1_{3,4} \ 2.1_{1,4} \ 1.2_{1,4})$
3. $(3.1_{3,4} \ 2.1_{1,4} \ 1.3_{3,4})$
4. $(3.1_{3,4} \ 2.2_{1,2,4} \ 1.2_{1,4})$
5. $(3.1_{3,4} \ 2.2_{1,2,4} \ 1.3_{3,4})$
6. $(3.1_{3,4} \ 2.3_{2,3,4} \ 1.3_{3,4})$
7. $(3.2_{2,4} \ 2.2_{1,2,4} \ 1.2_{1,4})$
8. $(3.2_{2,4} \ 2.2_{1,2,4} \ 1.3_{3,4})$
9. $(3.2_{2,4} \ 2.3_{2,4} \ 1.3_{3,4})$
10. $(3.3_{2,3,4} \ 2.3_{2,4} \ 1.3_{3,4})$

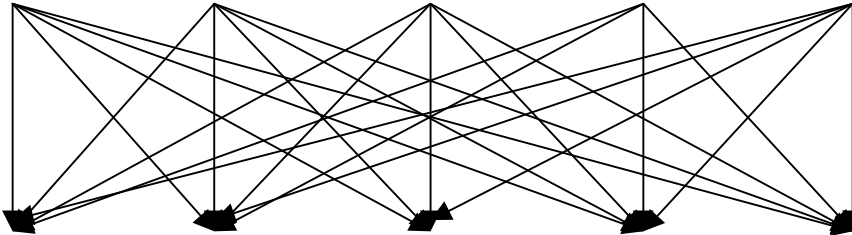
Da wir als Kontextur die Zeit, d.h. t_i , bestimmt hatten, ergeben sich also folgende eindeutigen Mehrmöglichkeiten der Rekonstruktion von Zeichen in Form abstrakter Zeichenklassen, z.B.



Wie bereits gesagt, gelten das Prinzip der Zeichenkonstanz und das Prinzip der Objektivinvarianz zu allen t_i . $Z(t_0)$ kann bestimmt werden als "Urform" eines sprachlichen Zeichens, das sozusagen alle lautlich-semantischen Entwicklungen in Form der "eingefalteten" zeitlichen Kontexturen in sich birgt. Falls $Z(t_{10})$ der moderne Reflex ist, stellen $Z(t_1), \dots, Z(t_9)$ die Zwischenstufen dar, wie sie in verschiedenen, dadurch als miteinander verwandt erwiesenen Sprachen bezeugt sind. Die konkrete Rekonstruktion läuft, wie oben skizziert, indem

man die Transitionen zwischen Paaren $(Z(t_i), Z(t_{i+1}))$ bestimmt. Idealerweise ergibt sich dann ein Netzwerk von miteinander durch lautliche und oder semantische Transformationsregeln zusammenhängenden bezeugten und nicht-bezeugte, d.h. erschlossenen oder rekonstruierten Wörtern:

(3.1₃ 2.1₁ 1.1₁) (3.1₃ 2.1₁ 1.1₃) (3.1₃ 2.1₄ 1.1₁) (3.1₃ 2.1₄ 1.1₃) (3.1₃ 2.1₄ 1.1₄)



(3.1₄ 2.1₁ 1.1₁) (3.1₄ 2.1₁ 1.1₃) (3.1₄ 2.1₁ 1.1₄) (3.1₄ 2.1₄ 1.1₃) (3.1₄ 2.1₄ 1.1₄)

Ein solches vollständiges Netz ist natürlich praktisch nie zu erreichen, allein deshalb weil bei Sprachfamilien die Einzelsprachen zu meist denkbar verschiedenen Zeiten datiert sind. Zum Beispiel ist innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie das Mykenische seit dem 16. Jh., das Albanische erst ab dem 15. Jh. bezeugt. Ein anderer Grund ist, dass praktisch nie alle Sprachen einer Sprachfamilie gleich gut überliefert sind. Innerhalb der Finno-Ugrischen Sprachfamilie ist das Ung. seit dem 12. Jh., das Finnische erst seit dem 16. Jh. und als lebendige Sprache nicht vor dem Ende des 20. Jh. bezeugt. Bis zu den linguistischen Forschungsexpeditionen gar nicht bezeugt waren bis ins 19. Jh. die obugrischen Sprachen Vogulisch und Ostjakisch. Ferner sind zahlreiche (permische u.a.) Sprachen lange ausgestorben, bevor ihr Wortschatz und ihre Grammatik aufgenommen werden konnten.

Bibliographie

- Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975
 Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934, Neudruck Stuttgart 1982
 de Saussure, Ferdinand, Cours de linguistique générale. Paris 1916
 Günther, Gotthard, Time, timeless logic and self-referential systems. In: Annals of the New York Academy Sciences 138, 1967, S. 396-406
 Kaehr, Rudolf, Diamond Semiotics. <http://www.thinkartlab.com/pkl/lola/Diamond%20Semiotics/Diamond%20Semiotics.pdf> (2008)
 Kronthaler, Engelbert, Zeichen - Zahl – Begriff. In: Semiosis 65-68, 1992, S. 282-302

15.6.2009

